

Fässer füllen oder Flammen entzünden

Für eine Renaissance der Bildung

Reinhard Kahl

Meinen Vortrag hatte ich auf der Tagung mit Filmausschnitten kombiniert. Vieles lässt sich mit Wörtern besser ausdrücken als mit Bildern. Aber in diesem Fall sind die Bilder überlegen. Sie berühren die Muster, nach denen wir fühlen und die Art und Weise, wie wir denken, und erst recht wie wir handeln. Das betrifft vor allem die Bilder des Gelingens. Gerade dem Gelingen wird hier zu Lande häufig misstraut. Unsere inneren Bilder davon sind häufig brüchig. Tiefe Prägungen hindern daran zu glauben, was wir inzwischen wissen: Lernen geht mit Freude viel besser als unter Angst. Das gehört zu den eindeutigen Erkenntnissen der Hirnforschung. Viele Pädagoginnen und Pädagogen¹ haben es natürlich immer schon gewusst, auch ohne naturwissenschaftliche Forschung. Aber nicht wenige, die es nun wissen könnten, trauen diesem Wissen in der Tiefe ihres Herzens nicht, es passt nicht zu den inneren Bildern, die mehr von der Angst zu scheitern geprägt sind. Deshalb sei auf die Bilder, also auf die Filme verwiesen. Eine Übersicht und Ausschnitte zum Anschauen gibt es im Internet unter: www.archiv-der-zukunft.de

Schon vor 2500 Jahren mahnten Heraklit und Herodot, dass es bei der Bildung nicht darauf ankomme Menschen wie Fässer zu füllen oder wie Schiffe zu beladen. Es komme darauf an sie zu begeistern, sie zu entzünden. Francois Rabelais formulierte vor 500 Jahren diesen Gedanken mit seinem nun häufig zitierten Satz, der das Grundgesetz jeder modernen Pädagogik sein sollte: „Kinder wollen nicht wie Fässer gefüllt, sondern wie Fackeln entzündet werden.“

Rabelais war Schriftsteller, Arzt und Priester, ein Renaissancemensch. Und vielleicht stehen wir heute an der Schwelle zu einer zweiten Renaissance? Ihre wieder aktuelle Grundidee hat ein anderer Franzose dieser Aufbruchzeit so formuliert: „Der Mensch übersteigt unendlich den Menschen.“ Das sagte der Mathematiker, Physiker, Literat und katholische Philosoph Blaise Pascal. Anders formuliert: In uns allen, wirklich in allen, steckt viel mehr als wir gewöhnlich unterstellen, mehr als in einem Leben realisiert werden kann. Jede und jeder hat einen Überschuss an Potentialen, an Schätzen, die darauf warten gehoben zu werden. Pädagogen sollten also Schatzgräber sein. Sie sollten sich überraschen lassen und nicht ängstlich oder kleingläubig sein.

Noch ein großer Satz aus der Anfangszeit der modernen Gesellschaft. Johann Amos Comenius, der die moderne Pädagogik begründete, verlangte vor 400 Jahren: „Lehrer, lehrt weniger, damit eure Schüler mehr lernen können.“

Eigentlich weiß man es also. Warum nur ist die Verführung Fässer zu füllen so groß? Lehrpersonen, Schüler und Eltern glauben dann nichts falsch zu machen, auch wenn am Ende dieses Nummer-Sicher-Weges häufig der Verdruss steht, immer häufiger sogar eine Art Lernbulimie. Viel „Stoff“ lernen, ihn in sich hinein füllen und dann? Nach der Prüfung wieder vergessen. Als wäre unser Gehirn eine cerebrale Festplatte, auf der immer wieder Platz zu

¹ Wenn von Schülern, Lehrern oder Pädagogen die Rede ist, dann sind im Folgenden natürlich immer die Frauen und Männer sowie die Jungen und Mädchen gemeint.

schaffen sei für die nächsten Downloads. Oder im drastischen Bild der Bulimie: Das Heruntergeschlungene wieder von sich geben. Wird so der ausgeschiedene Stoff nicht zu etwas Ekelhaftem? Wird so die Welt nicht klein gemahlen, fern gehalten und das Lernen nachhaltig entwertet? Wird es nicht Zeit das Wort „Stoff“ den Dealern zu überlassen?

Was wäre demgegenüber nachhaltiges Lernen? Wie bildet sich eine Biografie? Wie wird Lernen zum großen Projekt des eigenen Lebens? Und wie arbeiten Schulen, die statt mit „Stoff“ abzufüllen, mit einem Lernvirus infizieren?

Was machen gute Schulen, diese „Treibhäuser der Zukunft“ anders? Es sind durchwegs Schulen, die von früher Selektion abgekommen sind. Es sind Schulen und Kindergärten, die den Kindern und Jugendlichen Zugehörigkeit versprechen. Diese Schulen verzichten auf die Drohung, dass ein Teil der Kinder falsche Schülerinnen und Schüler auf der ansonsten richtigen Schule sind. Schließlich lassen diese Schulen den Kindern und Jugendlichen Zeit zum Lernen. Jede und jeder braucht für die unterschiedlichen Dinge verschieden lang. Die „Eigenzeit“ jedes Menschen ist anders. Das ist die Geheimgrammatik von Individualität.

Diese Schulen verabschieden sich vom pädagogischen Gleichschritt und vom „defizitären Blick“ auf die zu schnellen oder zu langsamen, auf alle die etwas Eigenes im Sinn haben. Sie wissen, alle Kinder sind verschieden und das ist gut so.

Denn Angst macht dumm. Anerkennung steigert das Selbstvertrauen. Freude erweckt Talente.

Cool und gleichgültig zu werden, das kann doch nicht das Ziel von so vielen Jahren „Bildung“ sein.

Wie also wird Lernen nachhaltig?

Was überhaupt ist Lernen im Unterschied dazu belehrt zu werden und bloß Inhalte zu kopieren? Wie wird tatsächlich fürs Leben und nicht für die Schule gelernt?

Eines steht fest: Kinder kommen als Lerngenies zur Welt. Die Hirnforschung zeigt, dass das menschliche Gehirn gar nicht anders kann, als zu lernen – und so bleibt es ein Leben lang. Nachhaltig gelernt wird, was unter die Haut geht. Aber warum nur dümpelt ausgerechnet in Schulen das Lernen häufig nur noch lustlos vor sich hin? Schon im zweiten Schuljahr wird ein Einbruch bei der Lernfreude gemessen. Dabei sind doch fast alle Kinder so voller Vorfreude in die erste Klasse gekommen.

Eine erste Station auf unserer Exkursion ins Land des Gelingens.

Eine Wanderung im Wald

An einem Tag im Mai ist in Hamburg ein Wetter zum Zuhausebleiben. Es schüttet, donnert, blitzt, aber der Ausflug ist lange geplant und so packt morgens um acht Torsten Lübke, der Leiter der Kinderkrippe Tornquiststraße in Hamburg-Eimsbüttel, den weißen Bus der Kita mit vielen kleinen Rucksäcken und der Verpflegung für drei Tage. (*Film: Kinder! Über das Lerngenie*) Für die meisten Kinder wird das die bislang längste Trennung von den Eltern werden. Manche haben noch nie woanders geschlafen, nicht einmal bei ihrer Oma.

Mit zehn Kindern geht es für drei Tage über die Elbe in die Schwarzen Berge bei Harburg. Wohnen im Fachwerkhäus eines Turnvereins mitten im Wald. Und der Wald wird erkundet. Ein riesiges Forschungsprojekt. Forschung? Karla-Lucia, die Jüngste in der Reisegruppe ist gerade mal 18 Monate alt. Nick, der Senior, bringt es auf das Doppelte. Seine drei Jahre entsprechen genau dem Alter, in dem Kinder gewöhnlich in den Kindergarten kommen.

Am zweiten Tag scheint die Sonne. Nach einer Nacht ohne Heimweh und Geschrei müssen nach dem Frühstück einige noch gewickelt werden, dann machen sich die Pädagoginnen und Pädagogen mit den Kindern zu einer Wanderung auf. Es geht quer durch den Wald zum Tierpark. Für Erwachsene ein Weg von einer guten halben Stunde. Die Kinder brauchen natürlich länger. Nicht nur wegen ihrer kurzen Beinchen, sondern weil für sie jede Pfütze eine Einladung ist. Baumrinden werden untersucht. Zwischendurch unverständliche Selbstgespräche und dabei gedankenverlorene Gesten. Bald kauert die Runde um einen Käfer. Oder jemand findet einen ganz besonderen Stein. Plötzlich kommt einer auf die Idee, aus dem ausgewaschenen Sand am Wegrand kleine Würstchen zu formen und alle machen mit. Das dauert und dauert, aber keine der Erzieherinnen und Erzieher drängelt. Es bietet sich der Anblick eines überwältigenden Friedens und seltener Aufmerksamkeit. Spaziergänger im Wald bleiben stehen – so viel Poesie! Die Geduld der Erzieher ist einmalig. Die Kinder genießen ihre Eigenzeit. Es mag ja eine Selbstverständlichkeit in dieser Krippe sein, dass niemand getrieben wird. Für Beobachter ist es irritierend: ein stundenlanges Unternehmen mit Kindern, ohne dass gemahnt oder gequengelt wird. Am Ende dieser Langsamkeit wird eine beispiellose Leistung stehen.

Nach einer Keks-Saft-Pause auf einem Baumstamm kommen die zehn Kinder im Wildpark an. Bald ist Mittag. Eine Erzieherin ist mit dem Bus hinterher gefahren und wickelt einige Kinder auf dem Boden neben Hängebauchschweinen, die von den anderen fleißig gefüttert werden. Auch der anschließende Rundgang braucht seine Zeit. Mutig lassen die Kinder Rehe aus der Hand fressen, gehen ins Fledermäuse-Haus, streicheln Ziegen und sind von den Eulen beeindruckt. Sie ziehen weiter mit nicht nachlassender Aufmerksamkeit. Inzwischen ist es 14 Uhr.

„Lasst uns jetzt zurück gehen“, fordert Torsten Lübke. Vor zehn Jahren hat der Kitaleiter erstmals eine kleine Wanderung mit Kindern, die gerade Mal laufen konnten, gewagt. Er war überrascht, was die Kinder alles können. Jedes Jahr traute er sich etwas weiter und immer wieder wird er überrascht. Natürlich hat er im Blick, wem er was zutrauen kann. Die Hälfte der Gruppe soll im Bus zurück fahren. Doch die kleine Dorothee, gerade mal zwei Jahre alt, besteht darauf, zu Fuß zurück zu gehen. Dann also los. Tragen oder auf die Schulter nehmen kommt nur ausnahmsweise in Frage. Am späten Nachmittag sind die Kinder wieder im Haus – exakt nach sechs Stunden und dreißig Minuten. Das könnte ins Guinness Buch der Rekorde aufgenommen werden. „Nach so einer Expedition“, erinnert sich Torsten Lübke, „ist es jedes Mal dasselbe“. Einige Kinder, kaum zu Hause, wollen wieder ihre Sachen packen: „in den Wald“, „Tiere“, „laufen“. Sie alle sind bei diesem Ausflug einen Kopf größer geworden.

Neugier

Solche Aktivitäten sind ganz im Sinne von Wolf Singer, Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main. Die Kinder selbst haben auf ihrer Expedition dauernd Entscheidungen getroffen. Sie haben die Dinge untersucht und sich ihren Reim drauf gemacht. „Wir haben dafür ein Wort“, sagt er, „Neugier“. Man hätte auch ohne Wissenschaft drauf kommen können. Nun kann man es genauer erklären. „Das sich entwickelnde Gehirn ist als Selbstorganisationsprozess so angelegt, dass es sich die benötigten Informationen zum

richtigen Zeitpunkt sucht.“ Vielleicht erklärt die gelungene Selbstorganisation diese kaum zu glaubende Gelassenheit im Wald. Von Singer stammt das Bonmot „Das Gehirn hat keinen Vorstandsvorsitzenden“. Es braucht keine Anweisungen. Auch intern ist es nicht nach dem Prinzip „Kommando und Ausführen“, etwa nach dem Modell eines souveränen Ichs, konstruiert, das sich selbst gewissermaßen an Marionettenfäden führt. Im Gehirn findet ein dauerndes Gespräch der unterschiedlichen Zentren miteinander statt, und die größte Leistung seiner Selbstorganisation ist, all diese Stimmen zu synchronisieren. Werde der Informations hunger des Gehirns adäquat gestillt, so Singer, „dann antwortet das Kind mit Lächeln, Freude und Wohlbefinden, wird ihm die Anregung vorenthalten oder zu viel hinein gestopft, zeigt es seine Frustration“.²

Wie lange galt doch Eltern und anderen Erziehern diese Lust der Kinder als verdächtig und ihr Widerstand als eine Provokation, die es zu brechen galt? Der Hirnforscher argumentiert fast leidenschaftslos: Man kann nicht gegen das Gehirn anarbeiten. „Man kann in ein sich entwickelndes Gehirn nichts hinein programmieren, wofür es noch keine offenen Fenster gibt.“ Neben Freude ist die Aufmerksamkeit ein zweites Kriterium: „Wenn keine Aufmerksamkeit für etwas aufgebracht wird“, so Singer, „dann kann man auch nichts lernen“.

Bittere Medizin?

Gegen diese Diagnose behauptet sich ein alter Volksglaube. Lust und Leistung seien wie Feuer und Wasser. Immer noch scheint Lernfreude irgendwie verdächtig. Der Glaube, dass nur bittere Medizin wirkt, ist tief ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben. Aber viele trauen der Erkenntnis der Lern- und Lehrforschung nicht so recht, dass Schulen eine herausfordernde Umgebung mit vielen Gelegenheiten zum Lernen schaffen sollten, weil schließlich die Kinder und Jugendlichen nur selbst lernen können. Ist das Misstrauen in die nächste Generation größer als das Vertrauen? Solange sich dieser Generalverdacht immer wieder durchsetzt, wird man Lernen nicht, wie es der Philosoph Peter Sloterdijk formulierte, als Vorfremde auf sich selbst definieren.

Nehmen wir Sloterdijks Ball auf. Wir starten zu einer kleinen Reise in eine Zukunft, die längst begonnen hat. Los geht es mitten in den Weihnachtsferien, am Tag nach Neujahr in Norderstedt am Rande von Hamburg. (*Film: Tanz der Elektronen*) Jeden Morgen kommen 28 Kinder in die Räume eines Freizeitheims, das in diesen Tagen Ferien macht, zum Forschercamp. Das jüngste Mädchen ist vier, der älteste Junge ist elf Jahre alt. Eine Woche lang beschäftigen sie sich mit nur einem Thema, der Elektrizität. Morgens ist es noch dunkel. Wenn die Kinder abgeholt werden, dämmt es bereits wieder, aber viele Kinder wollen einfach noch nicht nach Hause. Zumindest wollen sie ihren Müttern und Vätern erst noch zeigen, was sie alles herausgefunden haben. Am Ende dieser ungewöhnlichen Ferien fließen Tränen.

Eingeladen hat das Team „Kinder entdecken Naturwissenschaften“ um die Erziehungswissenschaftlerin Anja Gottwald. Dazu gehören ein Umweltingenieur, eine Biologin, ein Tischlermeister und ein Student. Alle sind naturwissenschaftlich gebildet und, was noch wichtiger ist, sie sind begeistert.

² Interview mit Wolf Singer für den Film „Kinder!“ Als Erweiterung des Films ist eine DVD-Fassung mit Booklet in Vorbereitung. Darin sind auch die Interviews, die im Film naturgemäß nur in kurzen Auszügen vorkommen, ausführlich dokumentiert. Erscheint Anfang 2011 im Archiv der Zukunft (www.archiv-der-zukunft.de) Im Buchhandel über den Beltz Verlag, Weinheim.

Den ganzen Tag wird experimentiert, diskutiert, gebaut und gegrübelt. Zwischendurch gehen die Kinder toben, helfen bei der Essensvorbereitung oder verziehen sich in die Ruhe der Kinderbibliothek. Sie kommen dahinter, warum „sich das Minus zum Plus verwandeln will“. Sie finden heraus, warum der Glühfaden sofort durchbrennt, wenn man das Glas drum herum zerschlägt. Am Ende haben sie große Leuchttürme und eine Drahtseilbahn über zwei Stockwerke gebaut und sich gegenseitig Vorträge über Edison oder Graf von Volta gehalten. Auf die Idee zu seinen Vorträgen kam der achtjährige Lukas: „Das kann ich in den Weihnachtsferien vorbereiten, das geht mit Wikipedia“, meinte er, als er im Dezember vom Forschercamp erfuhr.

Kinder und Erwachsene haben sich in dieser Woche mit Konzentration und Begeisterung angesteckt. Niemand war auf dem Sprung. Sie vergaßen die Zeit, so dass sie am Ende nicht wussten, war das nun ein Monat oder waren es nur ein paar Tage. Die Kinder haben in diesen Tagen mehr über Elektrizität gelernt, und das auch wirklich verinnerlicht, als die meisten Menschen in ihrer ganzen Schulzeit.

In der Woche darauf sind wir nach Fulda gefahren. (*Film: Kinder! – Über das Lerngenie*) Die Schulferien machten es möglich, dass auch in der dortigen Kinderakademie eine Woche lang von morgens bis abends Mathematik gemacht werden kann. Es gibt zunächst nur ein Thema, das Pascalsche Dreieck. Und wieder erleben wir diese Mischung aus Theorie, freier Arbeit und dem langsamen Entstehen von Produkten. Die Kinder sind der Schönheit und der Ordnung der Mathematik auf der Spur. Am Ende bauen sie kleine Rechenmaschinen.

Welche Intensität! Diese Tage in Norderstedt und in Fulda könnte man als Modell dafür ansehen, wie man Zeit gewinnen kann. Der Zeitgewinn kommt aus der Langsamkeit, ja der Zeitvergessenheit in diesen Tagen. Jean Jacques Rousseau hatte bereits vor 250 Jahren diese Paradoxie elegant formuliert: „Wenn du Zeit gewinnen willst, musst du Zeit verlieren.“

Ein Einwand liegt jetzt auf der Zunge: Das sind doch Ausnahmen! Stimmt. Es sind noch Ausnahmen. Aber warum eigentlich? Vielleicht hilft die nächste Station bei der Antwort. Es geht nach Bremen, zu Kindern aus Familien mit Migrationshintergrund (*Film: Das Wunder von Bremen*) Viele sind in Gefahr, Schulversager zu werden. In der Weserstadt fand in den großen Ferien bereits zum dritten Mal ein Sommercamp für Drittklässler aus Familien mit überwiegend ausländischer Herkunft statt. Die Kinder fuhren drei Wochen in Landschulheime. Jeden Tag standen zwei Stunden Sprachunterricht und zwei Stunden Theater auf dem Programm. Theaterstücke wurden zum Schluss aufgeführt. Nach dem Sprach- und Theaterprogramm hatten die Kinder viel Zeit zum Spielen, Toben und für Abenteuer. Das haben die Kinder wie ein großes Geschenk erlebt.

Die Jacobs-Stiftung bezahlte im ersten Jahr den Aufenthalt, die Fahrtkosten und die Verpflegung der Kinder, die Honorare der Pädagogen sowie eine aufwendige Auswertung durch das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, das auch Mitveranstalter war. Dritter im Bund war der Senator für Bildung, der Schulminister im Stadtstaat. Er hatte sich verpflichtet, das Projekt weiterzuführen, sollte es erfolgreich sein. Nun muss und will er es weiterführen. Das Ergebnis der Auswertung ist so sensationell, dass es die Bildungsforscherin Petra Stanat und der Bildungsforscher Jürgen Baumert – sie haben auch die erste Pisa-Studie in Deutschland verantwortet – zunächst nicht glauben konnten. Die Sprachkompetenz der Kinder ist in drei Wochen Sommercamp so stark gewachsen wie sonst im Verlauf eines ganzen Schuljahres.

Der Effekt eines Schuljahres in nur drei Wochen dieser Sprachferien? Es fällt schwer, dieses

Ergebnis zu glauben. Aber genau in diesem Glauben oder Unglauben, also darin, was man für möglich hält, steckt ein Großteil des heutigen Bildungsproblems – und vielleicht auch seine Lösung.

Stellen Sie, liebe Leserinnen und Leser, vermutlich sind Sie Pädagogen, sich bitte vor, ein Kultus- oder Unterrichtsminister macht Ihnen dieses Angebot. Sie bekommen alle Ressourcen, die Sie brauchen. Sie haben jede Freiheit. Aber sie müssen mit ihren Schülern in drei Wochen den Kompetenzgewinn eines Schuljahres erzielen. Eine Zumutung, würden die meisten sagen und protestieren. Aber irgendwann würden sie sich widerwillig fügen. Und was würde dann passieren? Dann würden sie zu ihren Schülern sagen, nun müssen wir uns für den Test vorbereiten und uns alle auf den Hosenboden setzen. Nun hat für ein paar Wochen der Spaß eine Unterbrechung. Nun wird geübt! Würden wir nicht alle so oder so ähnlich denken? Im Zweifelsfall glauben wir eben doch eher an ein pädagogisches Sibirien als an ein Sommercamp.

Die Atmosphäre

Der Glaube an die Wirkung des Drucks ist auch bei den meisten Kritikern des Drucks insgeheim stärker als ihr Vertrauen in die Lernbereitschaft der Kinder. Wird deswegen so wenig Wert auf eine Atmosphäre gelegt, die zum Lernen einlädt? Sind vielleicht der Druck und das Misstrauen, von dem viele meinen, sie seien nötig, die größten Lernverhinderer und Zeitfresser? Liegt eine Lernbehinderung nicht in dem Glauben, gute Ergebnisse ließen sich am besten durch Außensteuerung erzielen? Aber „nicht die Fülle, sondern Intensität“ ermöglicht den Lernerfolg, sagt der Nestor der deutschen Pädagogik, Hartmut von Hentig und er argumentiert weiter: „Die größte Gefahr kommt der Pädagogik von ihrem eigenen Zweck: Will sie einen guten Menschen machen, wird sie ihn nicht bekommen“. Lernen ist also nicht ohne Risiko. Gelingen kann nur das, was auch misslingen darf. Diese Paradoxie ist auszuhalten. Neues entsteht eben nur, wenn Fehler nicht um jeden Preis vermieden – oder verheimlicht – werden müssen.

Woran lässt sich eine gute Atmosphäre erkennen? Nehmen Sie diesen Satz: „Auf Euch haben wir gewartet.“ Was er bedeutet hängt allein von seiner Betonung ab. Klingen diese 23 Buchstaben so? „Hey, kommt her! Ihr seid schon ganz gut, vielleicht steckt in Euch aber noch viel mehr als Ihr denkt. Lasst uns was draus machen. Wir haben auf Euch gewartet.“ Oder senden die gleichen Buchstaben, nur eben ganz anders betont, die gegenteilige Botschaft: „Auf Euch haben wir gerade noch gewartet... Ihr fehlt mir noch... Ich wundere mich schon gar nicht mehr... Ihr werdet noch Euer blaues Wunder erleben...“ Man kennt diesen misanthropischen Sound. Manch einer, manch einem ist er vertrauter als die freudige Aufforderung zum Zusammenleben.

Natürlich ist diese Gegenüberstellung etwas schwarz-weiß. Die Wirklichkeit spielt sich in Zwischentönen ab. Aber die Grundfrage ist doch, ob Kinder freudig begrüßt oder missbilligend gemustert werden. Ist Erziehung eine Einladung an die nächste Generation, oder wird mit dem so genannten späteren Leben gedroht und dabei zudem noch behauptet, die Gegenwart sei nichts als ein Vorspiel, selbst also nicht viel Wert?

Wollen Erwachsene die Kinder und Jugendlichen in ihre Welt hineinziehen? Verstehen sie das unter Erziehung? Oder suchen sie erst mal nach Fehlern? Versprechen sie den Kindern Zugehörigkeit? Kommen die Erwachsenen mit der Geste: „Seht her, das ist unsere Welt“? Oder grenzen sie aus, werten sie ab und verbreiten das Gift negativer Zuschreibungen?

Man ahnt es schon: In der Bildung und der Erziehung geht es immer auch um das Verhältnis, das die Erwachsenen zu sich selbst und zu ihrer Welt haben. Die Diskurse über Bildung und Erziehung sind immer auch Selbstgespräche der Gesellschaft. Wo kommen wir her? Wo wollen wir hin? Was ist derzeit Stand der Dinge?

Glaubt man daran, dass - wie Georg Christoph Lichtenberg einmal gesagt hat – „jeder des Jahres wenigstens einmal ein Genie“ ist, oder sucht man in den Schulen nach den blinden Passagieren, die dort nicht hingehören? Werden Lehrer von ihren Schülern geachtet oder bekriegt? Wie kommt es bloß, dass es in Deutschland und vielleicht auch in Österreich immer noch selbstverständlich zu sein scheint, dass Schüler die Lehrenden als ihre Feinde ansehen – und häufig auch umgekehrt?

Und warum ist uns der „Streber“, so geläufig, ein Wort, das man anderswo gar nicht kennt und dort als deutsches Lehnwort benutzt? Warum stehen Schülerinnen und Schüler, die viel wissen und die in der Schule ganz einfach gut sein wollen, im Verdacht der Kollaboration mit dem Feind?

Warum gehen viele Kinder zur Schule wie zum Zahnarzt? Andererseits: Warum unterrichten viele Lehrpersonen lieber Fächer statt Kinder und Jugendliche, und warum frönen sie immer noch der so genannten „Osterhasenpädagogik“, bei der sie das Wissen verstecken, um ihre Schüler danach suchen zu lassen? Warum nur interessieren sich die Erwachsenen häufig so sehr für die Fehler der nächsten Generation, und zwar nicht, damit diese daraus lernen, sondern um sie ihnen anzukreiden?

Lob des Fehlers

Apropos Fehler. Auch hier hängt wieder alles von einem scheinbar kleinen Betonungsunterschied ab. „Hast Du heute schon wieder Fehler gemacht?“ Vielleicht haben Sie ähnliche Erinnerungen? Gereizte Fragen der Eltern beim Mittagessen. Den Vormittag schon hatte sich die pädagogische Inquisition an Mathe, Latein und Erdkunde erprobt. Nur nichts falsch machen! Das war hinter all dem Stoff die Botschaft der roten Tinte. Die Gegenreaktion der Schüler: Perfektion vortäuschen. Intelligent gucken, statt angeblich dumme Fragen zu stellen. Aber was sind eigentlich dumme Fragen beim Lernen?

„Hast Du heute schon einen Fehler gemacht?“ Die gleiche Frage, nur ganz anders betont, empfehlen Unternehmensberater neuerdings als eine Art Mittagsmeditation. Sie dient nun einer ganz anders temperierten Selbsterforschung. Habe ich schon etwas gewagt? Der Fehler gilt nicht mehr als Sünde, sondern als Auszeichnung, denn am Fehlversuch geben sich Grenzgänger zu erkennen. Wer Neuland betritt, macht Fehler, unweigerlich. Wer keine gemacht hat, der hat vielleicht noch gar nichts gemacht, der hat sich zumindest nicht bewegt. Diese Eintragungen von Fehlern im mentalen Pass sind für Scouts kein Makel. Im Gegenteil, wer in diesem Pass keine Eintragung hat, der hat schlechte Karten. Das ist gewissermaßen ein neues pädagogisches Testament: Der Fehler ist das Salz des Lernens.

Man stelle sich vor, die Einzeller hätten einen perfekten Schutz gegen Kopierfehler bei ihrer Vermehrung entwickeln können. Es würde uns nicht geben. Nur die Mutation ermöglicht die Evolution und nur Fehler ermöglichen das Lernen. Beim Laufenlernen der Kinder kann man es am besten beobachten: Laufen ist aufgefangenes Fallen. Schritt für Schritt. Das bleibt ein Leben lang so. Ein Wechsel von Stabilität und Instabilität. Dem verdanken wir sogar den aufrechten Gang.

Am Verhältnis zum Fehler lässt sich ablesen, wo wir im Übergang von der Industriegesellschaft zu einer Wissensgesellschaft, oder sogar zu einer Kulturgesellschaft oder gar Ideengesellschaft, wie manchen sagen, stehen. „Macht mehr Fehler und macht sie früher, denn woraus sonst wollt ihr lernen!“ Solche Parolen füllen Managementguru Tom Peters in den USA die allergrößten Hallen. Vorstände der mächtigsten Konzerne zahlen Mordshonorare, um sich privatissime von ihm irritieren zu lassen. Irritation ist kostbar. Der verstorbene Meister der Paradoxien und der Systemtheorie, Niklas Luhmann meinte sogar, Irritationsfähigkeit sei die wesentliche Voraussetzung dafür zu lernen und Neues zur Welt bringen zu können.

Natürlich geht es nicht darum, alte dumme Fehler zu wiederholen, sondern neue, intelligente Fehler zu wagen. „Ich ernähre mich von meinen Fehlern“, sagte Joseph Beuys.

Etwas wollen

Noch ein dritter Satz, dessen Sinn sich mit einer anderen Betonung in sein Gegenteil verkehrt. Eine Lehrperson sagt über ihre Schüler, „die machen, was sie wollen“. Spricht sie herablassend oder voller Achtung? Liegt Wollen auf ihrer semantischen Karte in der Nähe von Beliebigkeit, Anarchie und Chaos oder in der Nachbarschaft von Staunen, Wünschen und Denken, also in einer Landschaft, wo Differenzen als interessant und wertvoll geschätzt werden, wo Ideen gedeihen, weil jede Nuance wertvoll ist, weil sie folgenreich sein könnte?

Die verschiedenen Betonungen von Sätzen, die dem Buchstaben nach gleich sind, aber je nach dem Ton Gegensätzliches bedeuten können, zeigen wie sehr es auf die Atmosphäre ankommt. Darauf *wie* etwas gesagt oder gemacht wird. Bedeutung entsteht *zwischen* den Menschen. „Die Welt liegt zwischen den Menschen, und dies Zwischen – viel mehr als, wie man häufig meint, die Menschen oder gar der Mensch – ist heute Gegenstand der größten Sorge und der offenbarsten Erschütterungen in nahezu allen Ländern der Erde“. Das sagte Hannah Arendt, als sie sich am 28. September 1959 in Hamburg für den Lessing-Preis bedankte. Das Wie, das Zwischen, die Atmosphäre, das Vertrauen und das Selbstvertrauen, das alles sind Wörter, die für die weichen Faktoren stehen, Wörter, die man in den Präambelsätzen und Leitbildern gern zitiert, denen man aber im Zweifelsfall doch nicht so ganz traut. Ich werde diese Gedanken mit Hannah Arendts Hilfe noch einmal aufnehmen. Aber zuvor eine Exkursion in den Alltag gelungener Schulen, Schulen in denen die Atmosphäre stimmt.

Vom toten Pferd absteigen

Der Lehrer ist morgens als erster in der Klasse. (*Film: Treibhäuser der Zukunft*) Wie ein Gastgeber bereitet sie bzw. er sich und den Raum vor. Die meisten Schülerinnen und Schüler kommen ebenfalls vor Unterrichtsbeginn und legen bald los. Einfach so, ohne Gong, als wäre das Lernen ihre ureigene Sache. Eine Idylle? Nein. Wir sind in einer siebten Klasse der Bodensee-Schule St. Martin in Friedrichshafen. Eine Hauptschulklasse, die Schüler sind in der Pubertät. Das sei eigentlich der Tiefpunkt, hört man überall, 7. Klasse Hauptschule, oh je. Aber vom pädagogischen Lazarett ist hier nichts zu spüren.

Woran liegt das?

„Wenn du merkst, dass du auf einem toten Pferd sitzt, steig ab!“ Mit dieser Weisheit der Dakotaindianer hat sich Alfred Hinz, der langjährige Leiter dieser Schule, Mut gemacht. Fächer wurden abgeschafft. An ihre Stelle sind Freiarbeit, vernetzter Unterricht und Projekte

getreten. Die Wände in den Klassen sind voller Regale mit Arbeitsmaterial, aus dem sich die Schülerinnen und Schüler bedienen. Diese vorbereitete Umgebung ist eine der Grundideen dieser Schule.

Die ersten drei Stunden sind jeden Tag FSA, Freie Stillarbeit. Jede Schülerin und jeder Schüler arbeitet in dieser Zeit an etwas anderem. Man könnte auch sagen, jede und jeder arbeitet an sich selbst. Der eine macht Deutsch, die andere Geometrie. Und alle arbeiten auf unterschiedlichem Niveau, und sie arbeiten in wechselnden Konstellationen zusammen. Die Lehrperson geht herum und ist ganz entspannt. Auf jedem Tisch liegt ein „Strecker“ ein linealgroßes Holz mit dem Namen der Schüler. Wer Hilfe braucht, stellt seinen Strecker aufrecht.

Wenn es für die alte Schule typisch war, dass die Schüler ihre Lehrer verstehen sollten, so ist es für diese Art Schule typisch, dass erst mal die Lehrenden versuchen die Kinder zu verstehen. Das ist mehr als eine pädagogische Methode. Das ist eine andere Kultur. Es geht um das Individuelle jedes Schülers und um ihre Zusammenarbeit. Sie sollen ihre besonderen Fähigkeiten ausloten und an ihren Schwächen arbeiten. Sie sollen ihre Eigenzeit und ihren Rhythmus finden.

Wird der Eigensinn der Schüler respektiert oder wird er als Quelle möglicher Störungen im Keim erstickt? Nimmt man mit dem Eigensinn auch die Nebenwirkungen lebendiger Individuen in Kauf, oder werden mit der Unterdrückung des Eigenen und der Spontaneität chronische Auseinandersetzungen im Schulalltag vorprogrammiert? Diese Fragen wurden in der Bodensee-Schule entschieden. Man gibt dem Vertrauen in die Kinder den Vorrang. Die Verschiedenheit der Kinder wird als großes Kapital gesehen und nicht etwa als eine Hypothek. Dieser Wandel fiel auch an dieser Schule zunächst nicht allen Pädagoginnen und Pädagogen leicht, und manche räumen ein, dass sie zuweilen noch immer so fühlen wie früher, obwohl sie längst anders denken.

Dass die Verschiedenheit der einzelnen Schüler in unserer Tradition zumeist nur wenig galt, ist für Alfred Hinz das Grundübel der alten Schule. Nach der erfolgreichen und entspannten Arbeit an der Bodensee-Schule versteht er allerdings nicht mehr, wie es möglich ist, in der Tatsache, dass jedes Kind anders ist, eine Hürde für effektiven Unterricht zu sehen.

Tatsächlich haben viele Lehrer einen Idealschüler im Sinn. Daran gemessen erleben sie diese als defizitäre und nicht als interessante Individuen. Und je höherer das Ideal von den Pädagogen gehängt wird, desto schwerer wird es ihm zu genügen. Am Ende meinen sie in der richtigen Schule lauter falsche Schüler vor sich zu haben.

Jürgen Baumert, der wohl renommierteste europäische Bildungsforscher, sieht den Effekt von dieser Art Schule zu machen darin, dass Schüler lernen, wie sie am besten hoch gelegte Latten unterlaufen, statt über realistisch aufgestellte zu springen. In Deutschland, wo die hohen Latten besonders beliebt sind, gibt es denn auch weltweit den größten Anteil von Kindern in Sonderschulen. Der Bildungsforscher Eckhart Klieme, der in Frankfurt das deutsche Institut für internationale pädagogische Forschung leitet und als deutscher Chef der Pisa-Studie Jürgen Baumert beerbte, erinnert sich daran, wie er nach seinem Psychologiestudium als Zivildienstleistender in einer Sonderschule für Lernbehinderte mehrfach aufgefordert wurde, Kinder darauf hin zu testen, ob sie nicht eigentlich in eine Sonderschule für geistig Behinderte gehörten.

Viele Schüler, die immer gut durchgekommen sind, träumen später noch davon, als Versager enttarnt und von der Schule geschmissen zu werden. Und einen verlässt dieser Traum nicht

mal, wenn er erwachsen geworden ist und erfolgreich im Beruf steht. Ein sicheres Gefühl von Zugehörigkeit, ja von Heimat, hat bei ihnen die Schule nicht hinterlassen.

Diese Schulkultur empfindet der inzwischen pensionierte Alfred Hinz, der 30 Jahre lang die katholische Bodensee-Schule geprägt hat, als einen Skandal. „Ich kann doch nicht morgens einen Einheitsbrei über die Kinder gießen und sagen, jetzt lernt euch – würde man im Ruhrgebiet sagen.“ Dort ist Hinz im katholischen Milieu aufgewachsen. Die Quelle seiner pädagogischen Inspiration ist religiös: Kinder sind Funken Gottes. Ihre Individualität hat etwas Göttliches. Es ist ein Vorteil verschieden zu sein. Unterschiede sind keine Defizite oder gar Folgen der Erbsünde, wie eine andere Interpretation des Christentums nahe legt. „Das Entscheidende ist“, sagt Hinz, „dass wir kapiert haben, dass jedes Kind für sich einmalig ist und nicht noch einmal auf der Welt existiert.“

Das Lernbüro

800 Kilometer nördlich. Die Max-Brauer-Schule im Hamburger Stadtteil Altona. (*Film: Auf der Suche nach der Schule der Zukunft*) Die Schule schnitt bei Pisa bestens ab. Bis zur neunten Klasse holen die Schüler in den Leistungen einen Vorsprung heraus, der dem eines Schuljahres entspricht. Aber nicht nur dafür wurde die Schule mit dem „Deutschen Schulpreis“ ausgezeichnet. Die Juroren überzeugte vor allem die Kultur des Lernens und des Zusammenlebens.

Eine Szene aus dem Alltag. Ein zweites Schuljahr mit 23 Kindern. Für sie stehen 23 Körbe mit je 23 Aufgaben bereit. Für jede dieser Aufgaben ist ein Kind der „Chef“. Die anderen Kinder lassen ihre Lösungen vom Chef, bzw. von der Chefin, kontrollieren. Nur wenn Chefs nicht weiter wissen, gehen sie zur Lehrerin oder zum Lehrer.

Der pädagogische Umbau der Max-Brauer-Schule begann in der Grundschule. Nach den Erfolgen fasste eine Lehrergruppe Mut und nahm sich die Zeit, über Jahre ihre Traumschule zu konzipieren und die Schulkonferenz auf ihre Seite zu bringen. Manche Prinzipien, die in der Grundschule schon Gang und Gäbe sind, wurden nun auch in den 5. und 6. Klassen eingeführt. Lernbüro heißen dort nun jeden Tag die ersten Stunden. Es findet im nur leicht veränderten Klassenzimmer statt. Jeder Schüler wählt sich seinen Schwerpunkt: Mathe, Schreiben, Lesen. Die Lehrpläne wurden in Kompetenzraster umformuliert. Jeder weiß, was von ihr, bzw. vom ihm erwartet wird. Über diese Ziele sprechen die Lehrerinnen und Lehrer „teaching by walking around“ mit ihren Schülern und sagen stolz: Nie mehr Dompteur sein! Neben dem Lernbüro gibt es Projekte, zum Beispiel in den Naturwissenschaften. Eine dritte Säule dieser von den Lehrern neu entworfenen Schule sind Werkstätten, vor allem für die musischen Fächer. Hierbei werden mehr und mehr „Dritte“, das sind Handwerker, Künstler und andere Botschafter aus der tätigen Welt, einbezogen. (*Film: Die Dritten kommen*)

Im Lernbüro arbeiten die Zehn- bis Zwölfjährigen jeden Morgen zwei Stunden selbstständig. Dann machen sie sich an Projekte, die über Wochen laufen. Am Anfang zweifelten auch die reformfreudigsten und optimistischsten unter den Pädagogen in der Max-Brauer-Schule, ob ihre Schüler so große Zeitintervalle überhaupt durchhalten würden. Aber schon nach kurzer Zeit wurden die Lehrer überrascht: Die Zeit reicht den Schülern oft nicht. Sie wollen mehr. Sie wollen länger an ihren Sachen arbeiten. Und auch die Lehrer verbringen mehr Stunden in der Schule. Nun gehen sie zwar manchmal später nach Hause, aber zufriedener, wenn auch manchmal immer noch erschöpft. Allerdings anders erschöpft. Sie sind nicht mehr so genervt und nicht mehr so leer mangels Resonanz.

Vision und Pragmatismus

Oder eine Schule im Ruhrgebiet, die Schule Kleine Kielstraße in Dortmund. (*Film: Auf der Suche nach der Schule der Zukunft*) Vier von fünf Kindern kommen aus Familien mit Migrationshintergrund. Darüber hören Besucher dieser Grundschule aber kein Wort der Klage. Schon der erste Eindruck am Morgen verblüfft. Kinder lassen in den Fluren Luftballons steigen; die herausströmende Luft treibt kleine Propeller an. Die Lehrerin hilft bei der Montage. Andere Kinder lesen oder spielen. Und auch hier ist es noch keine acht Uhr. Der erste und der zweite Jahrgang werden gemeinsam in einer Klasse unterrichtet. Auch diese Schule sieht in der Verschiedenheit der Kinder keinen Nachteil. Im Gegenteil. Altersgemischte Gruppen sollen die Unterschiede noch verstärken, denn darin werden Lern- und Entwicklungsanreize gesehen. Die Altersmischung erinnert die Lehrer daran, dass jedes Kind verschieden ist und dass alle als Individuen zu respektieren sind.

Fünf nach Acht müssen die Kinder in der Klasse sein. Lehrerin Julia Herdramm stellt jetzt den Kassettenrecorder an. Alle versammeln sich zum Morgenkreis vor der Tafel, die von Plakaten mit Fragen zum Thema Luft fast verdeckt ist.

Zur gleichen Zeit lernen im Nebenraum einige Mütter Deutsch. Die Schule fand heraus, dass es nicht reicht, den Kindern aus zugewanderten Familien Deutsch beizubringen, wenn bei ihnen zu Hause niemand diese Sprache spricht. Das weiß man natürlich auch anderswo. Hier zog man daraus die Konsequenz. Den Müttern werden am Vormittag Sprachkurse angeboten. Allerdings drohte das Vorhaben bald daran zu scheitern, da die Mütter nicht wussten, wo sie während des Sprachkurses am Vormittag ihre kleinen Kinder lassen sollten, die noch nicht zu Schule und oftmals auch nicht zum Kindergarten gehen. Also entschloss sich die Schule einen Schritt weiter zu gehen und bietet nun gleichzeitig Kleinkinder-Betreuung während der Sprachkurse an. Den Effekt, dass die kleinen Kinder schon früh Lust darauf bekommen zur Schule zu gehen, hatte die Schulleiterin Gisela Schultebruks gar nicht im Sinn. Aber er gehört zu der Kette der Folgen von Folgen, die wirksames Handeln ausmacht. Die Schule lernt, wenn sie aus einem Problem, aus einem Mangel oder aus einer Lücke etwas macht. Dieses Lernen der Institution hatte wenige Chancen, solange man glaubte, dass alle Antworten immer schon gegeben seien und von oben kommen, und dass darüber hinaus gehendes eigenes Handeln nicht erlaubt sei. Darf man denn Sprachkurse für Mütter anbieten? Darf man denn Schülerinnen und Schüler dabei als Babysitter einsetzen? Die Schule macht, was sie nach reiflicher Diskussion für richtig hält und verantworten kann.

„Im Grunde ist die Schule“, sagt die Schulleiterin Gisela Schultebruks, „eine Antwort auf die Kinder, ein ständiger Dialog.“ Und dann sagt sie noch etwas: „Ohne Liebe ist alles nichts.“

Visionen und Pragmatismus verbinden sich in dieser Schule zu einer ungewöhnlichen Kraft. So entsteht eine gute Atmosphäre für das Zusammenspiel der Schüler - und für die Lehrer ebenso. Für all das wurde die Dortmunder Schule 2006 als erste Schule mit dem Deutschen Schulpreis ausgezeichnet. Auf Platz eins. Sie bekam Besuch vom Bundespräsidenten.

Jede Woche sitzen die Lehrerinnen und Lehrer einen Nachmittag zusammen, besprechen ihre Probleme und versuchen diese in Lösungen umzuwandeln. Dabei wird auch entschieden, welche Kollegen zu welcher Fortbildung gehen und welche Experten in die Schule geholt werden. So entsteht Arbeitsteilung. Eine Lehrerin sucht ständig nach Anregungen, wie Kindern Naturwissenschaft nahe gebracht werden kann. Sie war es auch, die Übungen zum Thema Luft mitgebracht hat, über die die Besucher schon am Morgen staunten, als ihnen im Flur Luftballons mit Propellern entgegen geflogen kamen.

Luft ist gerade Thema in allen Klassen, viele seiner verschiedenen Facetten liegen buchstäblich in der Luft. Die Lehrerin Julia Herdramm zündet in ihrer Klasse mit Erst- und Zweitklässlern ein Teelicht an und stürzt ein Wasserglas darüber. Die Kinder kauern gespannt um einen Schemel, auf dem die Versuchsanordnung steht. Die Kerze geht aus. Ooohh! Dann nimmt die Lehrerin einen großen Krug zum Abdecken und nun dauert es länger, bis die Flamme erloschen ist. Warum? Die Kinder entwickeln Theorien, verwerfen sie wieder und am Ende stehen Erkenntnisse. Als nächstes gießt Julia Herdramm eine rosa gefärbte Flüssigkeit auf den Teller mit dem Teelicht, zündet es an und stürzt wieder das Glas darüber. Kurz nachdem die Flamme erloschen ist, steigt der Wasserspiegel innerhalb des Glases. Puuh. Lauter staunende Gesichter.

Jeder im Lehrerteam hat zur Vorbereitung des Luft-Projekts eine andere Aufgabe übernommen. Ohne ihre Zusammenarbeit, ohne ein über die Jahre gewachsenes Archiv von Projekten und Aufgaben, die weiter entwickelt werden, geht gar nichts. Dieses Gedächtnis und die Zusammenarbeit der Lehrerinnen und Lehrer sind der Kern dieser Pädagogik.

Sie entdecken dabei auch an sich selbst Stärken und Schwächen – wie ihre Schüler. Vielleicht waren Arbeitsteilung und Zusammenarbeit bei Lehrern bisher so schwach ausgebildet, weil sie sich nicht in die Karten gucken lassen wollten? Das gehörte bisher nicht zu ihrer professionellen Tradition. Nun machen auch sie die Erfahrung, wie sich Arbeitsteilung und Teamarbeit gegenseitig bedingen. Je weiter ihre Arbeitsteilung voran schreitet, desto mehr sind sie ja auf Zusammenarbeit und Verlässlichkeit angewiesen. Je mehr Eigensinn sie wagen, desto mehr Gemeinsinn wird nötig. Nun erfahren es viele Lehrer, die sich auf diesen Weg machen, am eigenen Leibe als beglückend, wie die Schärfung ihrer Besonderheiten mit der Ausweitung ihrer Zusammenarbeit einhergeht.

Biografien

Besucher verlassen die Schule erfrischt und haben dennoch das Gefühl, als bliebe da noch ein Geheimnis. Das war in Friedrichshafen und in Hamburg - Altona ähnlich. Man hat einen sozialen Organismus erlebt, der auf seine Weise ebenfalls ein Individuum ist, der eine Biografie hat. Was diese Schulen ausmacht, lässt sich nicht in Blaupausen für soziales Engineering übersetzen, ohne dass dabei das Entscheidende verloren ginge. Gelungene Organisationen zu kopieren, wäre so wie das Klonen von Individuen. Klonen ist nicht nur ethisch fragwürdig, es kann dank der unvermeidlichen Kopierfehler gar nicht gelingen. Warum auch kopieren? Wozu eine Blaupause, die alles festlegt? Entspringt der Wunsch nach Vorschrift, Modell und Richtlinie nicht der Angst vor dem Wagnis einer eigenen Biografie? Gelungene Biografien stecken an. Ihre Geschichten sind von der größten Überzeugungskraft.

Von immer mehr Schulen lassen sich Geschichten erzählen, wie die von der Kleinen Kielstraße in Dortmund, von der Bodensee-Schule in Friedrichshafen oder von der Max-Brauer-Schule in Hamburg. Es sind immer etwas andere Geschichten, aber es sind Geschichten. Es handelt sich nicht mehr um Modellversuche, die, einmal konzipiert, nur noch umgesetzt werden sollen. Es handelt sich nicht mehr um das eine, höheren Ortes konzipierte Skript, das dann vor Ort nur noch ausgeführt wird. Lehrerinnen und Lehrer werden nun selbst Autoren ihrer Geschichten. Und sie tragen diese Geschichten weiter. Darüber bilden sich Netzwerke lernender Schulen. Diese Schulen sind verwandt, aber sie sind nie identisch. An ihnen springt die Schönheit der individuellen Gestalt ins Auge. Das ist vielleicht der größte Lohn.

Werte

Der Abschied vom Fässerfüllen ist möglich. Das Entfachen von Flammen ist schön und es ist außerdem erfolgreich. Viele Beispiele zeigen das. Was viele Menschen immer noch nicht glauben, lässt sich beweisen. Mit diesem Paradigmenwechsel wird die Selbstwirksamkeit der Individuen heraus gefordert. Wenn Kinder, Jugendliche und ebenso die Erwachsenen die Chance ergreifen, sie selbst zu werden, dann wird auch ihre Effektivität erhöht, dann steigt die Leistung. Auch das ist eine der Paradoxien des Gelingens. Leistung steigt weniger dadurch, dass man antreibt und externe Belohnungen verspricht, als vielmehr dadurch, dass die Sachen selbst wichtig werden, also dass die Arbeit selbst begeistert, weil sie uns etwas wert ist. Was bloß ein Mittel zum Zweck ist, wird entwertet, ersetzbar und buchstäblich gleich gültig.

Eine Ursache der Finanzkrise von 2008 sieht der kanadische Ökonom und Managementtheoretiker Henry Mintzberg in der Dressur des Banken- und Börsenpersonals auf kurzfristige Erfolge durch Bonuszahlungen. Die Konditionierung auf Außensteuerung lasse das Urteilsvermögen verwaarloosen. Menschen wissen dann nicht mehr, was sie wollen, ja ob sie überhaupt etwas wollen. Der amerikanische Ökonom Samuel Bowles schreibt: Explizite, also äußere Leistungsanreize zerstören gute Absichten.

Aber wer aus seiner Freiheit heraus entscheidet, spürt sofort, dass nichts Eigenes oder Neues, diese Kinder der Freiheit, ohne Risiko ist. Es kann auch misslingen. Um es noch einmal zu sagen: Gelingen kann nur das, was auch schief gehen darf. Aber dieser Gedanke – so unabweisbar er ist – ist doch für viele kaum auszuhalten. Dann entspringen aus der Angst vor Fehlern und einem möglichen Scheitern wieder Nummer-Sicher-Strategien, etwa die Vorstellung, man müsse die unreinen Fässer nur ordentlich leeren und säubern, um die leeren Behälter dann mit reinem Stoff zu füllen. Ein Beispiel: Es ist bereits ein paar Jahre her, da sprachen sich in Hamburg Direktoren von Gymnasien und die zuständigen Schulräte dagegen aus, in der Grundschule bereits mit Englischunterricht zu beginnen. Ihr Argument: Sonst lassen sich die Kinder im Gymnasium nicht mehr alle auf den gleichen Stand bringen.

Ein anderes Beispiel. (*Film: Vom Schwinden der Sinne*) In Frankfurt am Main gibt es eine Eigenunfallversicherung der Stadt. Sie versichert auch die Kindergärten. Die Versicherung ging der Frage nach, welche Kindergärten für sie am teuersten sind. Die eher restriktiven, Risiko vermeidenden oder diejenigen, zu deren Programm gehört, dass die Kinder auch Erfahrungen mit gefährlichen Situationen machen. Das Ergebnis erstaunt nicht. Die schweren, also für die Versicherung treueren Unfälle waren in risikofreundlichen Kindergärten selten, in den Risiken vermeidenden Kindergärten hingegen häufig. Die Versicherung beklagte, dass immer mehr Kinder es nicht gelernt hätten zu fallen und sich verletzen, weil sie sich beim Fallen nicht auffangen könnten. Wer nie vom Hochbett auf Bodenmatten springen durfte, der kann nicht gut springen und vor allem nicht gut fallen. So einleuchtend dieses Ergebnis ist, so schwer fällt es den meisten aus diesem Wissen Konsequenzen für ihre Haltung gegenüber Risiken zu ziehen. Wie stehen wir denn da, fragen sie sich, wenn ein Unfall passiert? Ist es dann nicht so, dass die Kindergartenpädagogin, die risikoreiches Verhalten verbietet und bestraft, viel besser dasteht, als ihre Kollegin, deren Kinder Gelegenheiten haben, sich im Fallen zu üben und auf die Bäume zu klettern, weil die Erwachsenen der Selbsteinschätzung der Kinder vertrauen?

Ein Jemand sein

Es geht um das Wagnis, ein Jemand zu sein, nicht nur eine Rolle zu spielen oder zu funktionieren. „Jeder Mensch steht an einer Stelle in der Welt, an der noch nie ein anderer vor ihm stand“, schrieb die Philosophin Hannah Arendt in ihrem Buch *Vita activa*, das sie ursprünglich *Amor Mundi*, *Liebe zur Welt*, nennen wollte. Erst aus dieser nicht weiter reduzierbaren Verschiedenheit und Eigenheit einer und eines jeden, ergibt sich für Hannah Arendt die Möglichkeit zur Verständigung. Wären alle identisch, dann wäre Verständigung weder nötig noch denkbar. Der Ursprung von Verschiedenheit und Verständigung ist eine ursprüngliche Fremdheit mit der jede und jeder zur Welt kommt: „Das Risiko, als ein Jemand im Miteinander in Erscheinung zu treten, kann nur auf sich nehmen, wer bereit ist, im Miteinander unter seinesgleichen sich zu bewegen, Aufschluss zu geben, wer er ist und auf die ursprüngliche Fremdheit dessen, der durch Geburt als Neuankömmling in die Welt gekommen ist, zu verzichten.“

Auf seine ursprüngliche Fremdheit verzichten! Ein ungewohnter Gedanke. Im Gegensatz zu unserer Tradition sagt er, am Anfang war kein Paradies! Aber mit dem Aufbau einer gemeinsamen Welt lässt sich diese ursprüngliche Fremdheit überwinden! Der Misanthrop allerdings ist ein Mensch, der nicht auf seine Fremdheit verzichten mag. Er flüchtet aus der offenen Welt und sucht Unterschlupf, häufig leider in den beschützenden Werkstätten der Erziehungsinstitutionen. Auch dort bleibt er ein Vereinzelter und Fremder, wird wehleidig und treibt sein menschenverachtendes Spiel. Hannah Arendt charakterisierte den Misanthropen als einen, „der niemanden findet, mit dem er die Welt teilen möchte, dass er niemanden gleichsam für würdig erachtet, sich mit ihm an der Welt und der Natur und dem Kosmos zu erfreuen“.

Menschen, die es wagen, ein Jemand zu sein und sich mit anderen anzufreunden, treffen nicht unvermittelt aufeinander. Sie spielen ihre Bälle gewissermaßen über Bande. Mit Hannah Arendt möchte man sagen, über Freundschaftsbande. Denn, man muss diesen großen Satz aus ihrer Lessing-Rede wiederholen, „die Welt liegt zwischen den Menschen, und dieses Zwischen – viel mehr als, wie man häufig meint, die Menschen oder gar der Mensch, ist heute Gegenstand der größten Sorge“. Das Zwischen ist der Raum, in dem die gemeinsame Welt gebildet wird. Das Zwischen verlangt Differenz, es verträgt weder Einheitlichkeit noch das Dogma der einen und einzigen Wahrheit. „Jede Wahrheit, ob sie nun den Menschen ein Heil oder ein Unheil bringen mag, ist unmenschlich im wörtlichsten Sinne, weil sie zur Folge haben könnte, dass alle Menschen sich plötzlich auf eine einzige Meinung einigten, so dass aus vielen einer würde, womit die Welt, die sich immer nur zwischen den Menschen in ihrer Vielfalt bilden kann, von der Erde verschwände.“

Die Bedrohung ihrer eigenen Welt durch Wahrheitsbesitzer gehört zu den Traumatisierungen vieler Menschen in der Schule. Dabei wäre die Schule als gemeinsamer Raum der Generationen der geeignete Ort, um im Spiel mit Unterschieden Neues zu erzeugen. Denn die generative Kraft etwas anzufangen, was noch nie war, baut sich im Generationsverhältnis auf. Wenn auch Erziehung als Handlung der Erwachsenen für Hannah Arendt im Kern eine konservative Angelegenheit ist, so ist das Generationsverhältnis alles andere als konservativ: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, es sei denn, dass Menschen das Neue, das in die Welt kam, als sie geboren wurden, handelnd als einen neuen Anfang in das Spiel der Welt werfen.“

Etwas anzufangen und sich zu exponieren wäre ein Maß für das Erwachsensein. Emphatisch entwickelte Hannah Arendt dieses Bild an Rahel Varnhagen, einer deutschen Jüdin im 18. Jahrhundert: „Ungebunden, vorurteilslos, gleichsam in der Situation des ersten Menschen, ist sie gezwungen, sich alles so anzueignen, als ob es ihr zum ersten Male begegnete. Worauf es

ihr ankam, war, sich dem Leben so zu exponieren, dass es sie treffen konnte wie Wetter ohne Schirm.“

Wie weit wir von diesem Mut entfernt sind, zeigt der Klappentext der aktuellen Ausgabe ihres Buches „*Rahel Varnhagen – Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik*“. Auf dem Deckel zitiert der Verlag diese Passage folgendermaßen: „Worauf es ihr ankam, war, sich dem Leben so zu exponieren, dass es nie treffen konnte wie Wetter ohne Schirm.“ Aus „sie“ wurde „nie“. Die Veränderung nur eines Buchstabens reicht für die völlige Verdrehung des Sinns. Hier siegte wieder einmal das, woran Lektor und Korrektor glaubten: Die Nummer Sicher.

Was hat dieser philosophische Exkurs mit unserem Thema zu tun? Das Modell Fässer zu füllen geht von schwachen Menschen ohne Eigensinn aus. Sie werden bloß als Behälter gedacht. Der Inhalt kommt von außen. Das Bild von Menschen als zu entflammenden Fackeln hingegen ist eines von Individuen. Jedes ist anders. „Der Mensch ist ein krummes Holz“, schrieb Immanuel Kant. Alle Versuche ihn gerade zu hobeln und glatt zu schmirgeln würden den schöpferischen Menschen ihr Besonderes nehmen, sie zu Maschinen machen. Aus Personen würden Funktionäre. Aus einem Jemand würde ein Niemand. In den Falten der Individuen liegt hingegen ihre Vielfalt. Es kommt also darauf an, was ein Mensch aus der Besonderheit seines Anfangs macht. Dazu müssen Erziehung und Bildung herausfordern. Dafür müssen sie Gelegenheit bieten. Dafür muss es Vorbilder geben.

Für Hannah Arendt war, wie für Immanuel Kant, das Erwecken der Vernunft eine zweite Geburt, ein selbst gemachter Anfang gegen das Gelebtwerden. Denn die erste Geburt haben wir uns nicht ausgesucht. Die erste Geburt war für Kant ein „Skandal des Anfangs“, den Menschen nur kompensieren können, wenn sie sich die Freiheit zu weiterem Anfangen können nehmen. Die Urszene des Anfangens ist das Staunen. Auf sie folgt die Kraft des Anfängers, der Anfängerin, der bzw. die selbst anfangen kann. Und weil jede und jeder einen anderen Anfang hat, ja, ein anderer Anfang ist, weil jeder Mensch ein Dissident ist, nur deshalb kann er Individuum sein. Seine Unvollkommenheit ist die Voraussetzung für seine Einzigartigkeit.

Wenn Erziehung den besonderen Anfang, der ein jeder Mensch ist, stärken und weiter treiben soll, wenn es darum geht, ein unverwechselbares Individuum zu kultivieren, dann kann sich Erziehung nicht in Belehrung, in bloßer Vermittlung von Wissen erschöpfen. Erziehung besteht nicht in den Sachen und Stoffen, die verbreitet oder umgefüllt werden, sie besteht in der Art des Handelns, Denkens und Sprechens, in der Erwachsene agieren und auf Kinder wirken. Sie wirkt weniger über das *Was* als vielmehr durch das *Wie*. Hinter sein *Wie* kann keine, kann keiner zurücktreten. Darin offenbart sich die Person, ja, es ist die Person. Mit ihrer besonderen Art verbreiten Menschen Atmosphäre; und aus ihren Atmosphären kann etwas Neues auskristallisieren.

Menschen brauchen also nicht Erziehung, um den Anfängerstatus bald hinter sich zu lassen, sondern um ihn überhaupt erst zu gewinnen. Man könnte sagen, das Ziel wäre, Anfängerinnen und Anfänger auf immer höheren Niveau zu werden. Das ist ein Synonym dafür, eine Person, ein Jemand zu sein. Sich niemals damit zu begnügen, ein Funktionär zu sein, kein Untermieter in der Welt. Aber dieses Risiko, „ein Jemand zu werden“, wird nur auf sich nehmen, wer vertrauen kann, weil er oder sie selbst Vertrauen erfahren hat. Deshalb muss Erziehung ein freundliches Willkommen in der Welt bereiten. Erziehung ist das Gegenteil jener verächtlichen und abweisenden Begrüßung, die dem Neuankömmling mitteilt, ein falscher zu sein, der erst ein ganz anderer werden muss, um in die Gunst von Anerkennung zu gelangen. Auch die Botschaft, ihr seid eigentlich überflüssig, gebraucht werdet ihr nicht, ist

ein furchtbares Gift, das Gegenteil dieses In-die-Welt-Hineinziehens. Es entzieht den Kindern die Welt.

Vieles, was wir an der Erziehungstradition verurteilen, sollten wir lieber Entziehung und nicht Erziehung nennen.

Die angemessene Begrüßung für die Neuankömmlinge, wie Hannah Arendt die Menschenkinder nannte, ist eine Frage, die uns gar nicht mehr geläufig ist. „Wer bist Du?“ Wie würde eine Schule aussehen, in der diese Frage vielfach variiert würde? Stattdessen werden Kinder schon gefragt: „Was kannst Du“, „Wie hoch ist dein IQ“?

Die Konsequenz

Jedes Kind sollte, sobald es auf die Welt gekommen ist, ein T-Shirt mit dem Aufdruck bekommen: „Ich bin einmalig!“ Das verlangte kürzlich ein Pädagoge. Er ergänzte, das T-Shirt sollte mitwachsen.

Als Individuen allerdings wurden die Kinder lange Zeit nicht angesehen. Eine Person würde man erst als Erwachsener. Doch tatsächlich kommt jedes Kind bereits als einzigartiges Wesen auf die Welt. Die ganze Tragweite dieser Erkenntnis ergründen erst seit wenigen Jahren Hirnforscher und andere Wissenschaftler.

Remo Largo hat an der Universität Zürich eine der die größten europäischen Langzeitstudien zur Entwicklung von Kindern durchgeführt. (*Film: Herausforderungen – Die Intelligenz der pädagogischen Praxis*) Sein Resümee: „Jedes Kind ist anders. Alle sind verschieden. Und wir werden im Laufe unseres Lebens immer verschiedener.“ Seine Schlussfolgerung für die Schulen: „Nur die Individualisierung des Lernens wird den Kindern gerecht.“ Er kennt die Gegenargumente, dass ein Eingehen auf ihre Vielfalt eine pädagogische Überforderung sei. Aber in diesem Punkt macht er keinen Kompromiss: „Wer die Vielfalt negiert, weil er glaubt, individualisierter Unterricht sei nicht realisierbar, der hat als Pädagoge kapituliert, damit aber die Vielfalt unter den Kindern nicht aus der Welt geschafft“.

Die Dichter und Philosophen haben es immer schon gewusst: Jeder Mensch ist eine Primzahl, teilbar nur durch die Eins und durch sich selbst. Dabei leuchtet unmittelbar ein, wie wichtig der Gegenpol ist, das Zusammenleben, die gemeinsame Sprache und die Freude am Sprechen. Individualisierung und Gemeinschaft sind ja keine Alternativen, sie sind gewissermaßen das Yin und Yang der Bildung, Kräfte, die sich gegenseitig bedingen und steigern. Wer die eine Seite schwächt, mindert auch die andere.

Inzwischen kann die Gehirnforschung mit naturwissenschaftlichen Argumenten auch Skeptiker von diesem Wunder der Verschiedenheit überzeugen. Die Kombinationsmöglichkeiten der Gehirnzellen jedes Einzelnen übersteigt bei weitem die Menge der Protonen im ganzen Weltall. Und das Gehirn, so zeigt uns die Forschung, ist ein soziales Organ.

Dennoch müssen die Wörter *Individuum* und *Individualisierung* gegen Missverständnisse in Schutz genommen werden. Häufig denkt man dabei an Vereinzelung und Egoismus. Bei der Individualisierung des Lernens sieht manch einer einsame Kinder vor den Bildschirmen sitzen. Tatsächlich betreiben nicht wenige Schüler und Studierende beim Lernen ihre sehr individuellen Kosten- und Nutzenrechnungen als wären sie Betriebswirtschaftler ihrer selbst. Sie kalkulieren, wie viel Aufwand zum Erreichen von Noten, Punkten oder Credit Points sich jeweils wohl lohnt. Was treibt sie dazu ihr Wissen schon zu kapitalisieren, noch bevor sie es

erworben haben? Was ist falsch gelaufen, wenn sie vor lauter Sorge ums Durchkommen das Interesse an der Welt und im Grunde auch die Lust am Lernen verlieren? Was geht ihnen und der Gesellschaft verloren, wenn Wissen ein Mittel zum Zweck wird, bloßer Stoff zum Überleben?

„Ob ihr glaubt oder nicht“, schrieb der Dichter Joseph Brodsky, „die Evolution hat ein Ziel, Schönheit“. Der 1940 in St. Petersburg geborene Literaturnobelpreisträger hatte in der 8. Klasse mit der Schule Schluss gemacht. Das nannte er später seinen ersten freien Willensakt. Englisch, die Sprache, in der er große Gedichte und die meisten seiner Essays schrieb, lernte er ohne Lehrer noch lange vor der Flucht aus der Sowjetunion. Brodsky hatte keine Chance eine Schule, wie zum Beispiel die staatliche Montessori Oberschule in Potsdam Eine Schule, für die Schönheit ein Ziel ist, und die mit besten Leistungen der Schüler glänzt. (*Film: Auf der Suche nach der Schule der Zukunft*)

Schönheit? Na gut, wird manche bzw. mancher antworten, ein schönes Ziel, aber es ist auch ein weiter Weg. Erst mal geht es doch um mehr Geld für die Bildung, um mehr Lehrer, kleinere Klassen, also um die Verbesserung der Rahmenbedingungen und eine Reform des ganzen Systems. Dann wird irgendwann die Schule bestimmt auch schön. Nein! Das große Ziel nicht am Horizont abstellen! Das Ziel vielmehr zu einem Maßstab für den Alltag verwandeln, also ganz nah heran holen – und die Ziele sich zwischendurch dann wieder am Horizont regenerieren lassen.

Als ich die Montessori Gesamtschule in Potsdam, die Ulrike Kegler seit 1991 leitet, zum ersten Mal im Frühjahr 2003 besuchte, war das eine Liebe auf den zweiten Blick. Als erstes sieht man ein Gebäude, wie es in der DDR zu Hunderten steht. Das Hässlichste an diesen Gebäuden ist der prinzipielle Verzicht auf Architektur. Der Einheitsbau signalisiert: Du sollst kein Individuum sein! Versuche ein möglichst perfektes Exemplar zu werden. Menschen sind nicht aus krummem Holz, sondern sollen rechtwinklig sein. So wenig Eigensinn diese Schulen selbst haben durften, so wenig Eigensinn sollten die Schülerinnen und Schüler und ihrer Lehrper ausbilden. Gebäude haben etwas Ansteckendes, so oder so. Es ist, als wäre die Geheimgrammatik der Pädagogik, oder - nehmen wir das hässliche Wort - „das Menschenbild“ darin eingeschrieben.

Nach diesem ersten Blick öffnete sich dann eine ganz andere Innenwelt. Ich kannte damals noch kaum die für die Montessoripädagogik typischen kleinen, ich möchte sagen, Altäre in der Mitte der Klassen. Auf dem Fußboden liegt eine Decke, darauf sind Dinge ausgestellt, die gerade im Unterricht gebraucht werden: Bücher, vielleicht auch eine Blume, vieles ist möglich. Dieses kleine, unübersehbare Zentrum fordert Achtung. Es ist wie ein Dementi des schultypischen Ist-doch-egal. Diese ganz besondere Mischung aus Nützlichkeit und Verehrung ist schön.

Bei meinem letzten Besuch fiel mir sogleich in der Pausenhalle zwischen dem Treppenaufgang und dem Ausgang zum Schulhof ein runder Teppich auf, vielleicht 20 Quadratmeter groß. Er sah wie eine Vergrößerung der Klassenraumaltäre aus. Darauf lagen Spiele, Bücher und anderes Material, nicht sehr viel. Zwei oder drei ältere Schüler saßen auf dem Boden. Eine junge Lehrerin oder Praktikantin hockte neben Kindern und sortierte so etwas wie Dominosteine. Solche Achtsamkeitszentren haben etwas von einem Ansteckungsherd. Sie strahlen eine Schönheit aus, die nichts mit Aufhübschen zu tun hat.

Es geht auch nicht nur um das, was man sieht. Ich erinnere mich noch, wie ich bei meinem ersten Besuch beim Betreten einer Klasse, die gerade Freiarbeit hatte, eine Augenbinde

bekam. Sie gehörte zum Besuchsritual. Warum denn eine Augenbinde? fragte ich Ulrike Kegler. „Hören Sie nur einfach mal zu.“

Manch einer der damals schon zahlreichen Besucher kam mit der Erwartung, in einer so frei arbeitenden Schule müsse man sich wohl häufig die Ohren zuhalten. Falsch. Wenn man nichts sieht, bemerkt man erst, wie vorsichtig und rücksichtsvoll die Kinder miteinander sprechen. Dabei macht in dieser Freiarbeit jede und jeder zwei Stunden lang etwas anderes: Vorträge vorbereiten, sich gegenseitig Rechtschreibübungen diktieren, mit den vielen Materialien zum Rechnen experimentieren. Und manche machen scheinbar gar nichts. Daniela, die eben noch einen Vortrag, so nennt man die Referate auch schon der Kleinsten, über Schneeglöckchen gehalten hat, geht quer durch den Raum, bleibt stehen, guckt nach unten, mindestens eine halbe Minute lang, blickt ganz ernst, lächelt in sich hinein, kehrt um, holt sich einen Holzkasten mit Perlen und anderem Material für Rechenübungen aus dem Regal und setzt sich auf den Boden. Was mag da wohl passiert sein?

Das sind in dieser Schule die wichtigsten Augenblicke. Alles andere wäre ohne sie fast nichts. Denn Lernen ist so verschlungen und diskontinuierlich wie ein Forschungsprozess oder wie moderne Musik. Langsam baut sich etwas auf. Verschiedenes wird ausprobiert. Nicht alles will passen, und dann das Aha, leuchtende Augen, ein Crescendo der Neuronen. Das ist schön.

Am beeindruckendsten in dieser Schule sind die Gesichter der Kinder. Diese Schönheit beim Erwachen und allmählichen Erwachsenwerden von Intelligenz ist ein unschlagbares Argument. Kein Wunder, dass manche, die das gesehen haben, wegen dieser Schule von Berlin nach Potsdam umgezogen sind.

Worin besteht das Geheimnis solcher Schulen? Es sind Erwachsene, die unter Normalverwahrlosung und Hässlichkeit leiden. Sie haben ihre Wunden nicht vernarben lassen. Man muss an Franz Kafkas Satz von „dieser wunderschönen Wunde“ denken, von der er sagte, „mit der ich auf die Welt gekommen bin, das einzige was ich habe“. Es geht darum, Leiden in Leidenschaft zu verwandeln. Dabei bietet sich immer wieder ein ähnliches Bild, bei den Gründern oder Umgründern von Schulen. Wenn sie durch das Gebäude gehen, und es liegt Papier herum, heben sie es auf, nicht aus „pädagogischen“ Gründen oder gar, um ein Vorbild sein zu wollen, sondern weil es sie stört. So werden sie ein Vorbild. Sie machen ihre Person zu einem Labor einer etwas besseren, schöneren Welt, nicht so sehr, um die Welt zu verbessern, sondern weil sie diese Widerhakenfrage nicht abgestellt haben: Willst du so leben? Diese Frage kommt, wenn sie in gelangweilte Gesichter schauen, egal ob es die von Schülern oder Lehrern sind. Diese Frage kommt in lieblos eingerichteten Räumen, die nur als Container für Schüler angesehen werden, die man ihrerseits als Container für den abzufüllenden Stoff behandelt. Diese Fragen und die Antworten darauf machen sie zu Autoren ihres Lebens und auch der Institution, in der sie nicht nur arbeiten wollen, die sie prägen wollen, an der sie ebenso arbeiten wollen, wie an sich selbst. Sie sind keine Untermieter in der Welt. Auch dieser Status wäre für Schüler ansteckend. Dann wird die Schule hässlich.

Der Filmemacher Heinrich Breloer formuliert in einem Text, in dem er darüber nachdenkt, wie jemand Autor wird, etwas das sich übertragen lässt: „Suche deine Themen in dir selbst. Grabe tief und gründlich. Im Persönlichen findest du das Allgemeine.“

Alle großen Reformkonzepte schielen immer wieder nach dem einen großen Hebel. Wäre der erstmal umgelegt, würde sich alles andere fügen. Solange das nicht geschehen sei, könne man leider kaum was machen.

Schulerneuerer und Lernaufwiegler wie Ulrike Kegler arbeiten am Großen und am ganz Kleinen. Das ist eine aufregende Paradoxie. Manchmal scheint es als stünde die übliche Regel auf dem Kopf. Dann gilt, je kleiner und scheinbar unwichtiger die Dinge sind, desto bedeutender und wirksamer wird die Arbeit an ihnen. Vielleicht liegt das an der Genauigkeit. Vielleicht liegt es auch daran, dass hier eine andere Grammatik im Umgang mit den Dingen und den Menschen geübt wird. Das *Wie* kommt eben vor dem *Was*. Formen bringen Inhalte hervor. Aus einer veränderten Ästhetik ergibt sich eine andere Ethik.

Mit der Kultivierung des Alltags kann man sofort und überall beginnen. Dafür gibt es tausend Möglichkeiten. Und immer geht es darum den Ort mit Schönheit und Geschichten aufzuladen, damit er dazu einlädt ganz wach und gegenwärtig zu sein.

Wenn es starke Orte gibt, die Präsenz ermöglichen, die ermöglichen, voll da zu sein, dann wäre das vermutlich die wirksamste Investition ins Bildungssystem. Wie viele Milliarden kämen schon in einem Monat zusammen, wenn man die Stunden herausrechnet, in denen Schüler und Lehrer nur so tun, als wären sie da?

In einer Schule, die Gegenwart schafft, öffnen sich Spiralen nach oben. Im Gegensatz zum Vertrösten und Aufschieben der schönen Dinge auf jenes „spätere Leben“, mit deren Ernst man Schülerinnen und Schülern droht. Immer noch. Das zehrt Gegenwart aus und die Zukunft auch.

Das Motto der hässlichen Schule heißt, das Leben ist anderswo. Das Motto der guten und schönen Schule heißt: hier und jetzt!

Zukunft, schwankend zwischen Drohung und Verheißung, ist in der immer noch vorherrschenden Schule die vorgeblich wichtigste Zeit. So werden Abwärtsspiralen in Gang gesetzt. Deren Tiefpunkt ist eine Schule, die als zur Bewährung ausgesetzte Vorstrafe erlebt wird.

Wenn die Schule schön wird, dann ist sie eine Einladung ins Leben. Eine starke Gegenwart steht dann übrigens überhaupt nicht im Widerspruch zu einer starken Zukunft, im Gegenteil, so entsteht Zukunft, so kommt Neues zur Welt.

Alles schön und gut, sagt nun manch eine bzw. manch einer. Aber wie wird man denn fit for the struggle of life? Wie übt man in der schönen Schule denn seine Ellbogen und all das, was man braucht, um später über die Runden zu kommen?

Lesen Sie Darwin, aber richtig, so wie Cord Riechelmann, der an den Pflanzen, Vögeln und all den anderen schönen Kreaturen zeigt: „Nicht der Fitteste überlebt, sondern der Prätigste!“ Anders gesagt und nochmals: „Ob ihrs glaubt oder nicht, die Evolution hat ein Ziel, Schönheit.“

PS

Nach der Auswertung landesweiter Vergleichsarbeiten in Brandenburg wurde Ulrike Kegler zum Schulrat bestellt, wegen „stark abweichender Ergebnisse“. Mit weichen Knien machte sie sich auf den Weg. Plötzlich überkamen sie Zweifel an all dem, was sie die vergangenen Jahre begonnen hatte. Sie fragte sich, ob so eine Schule vielleicht doch Einbußen in den

Leistungen hinnehmen musste? Einen Moment lang dachte sie also wieder so wie viele Menschen in Deutschland. Entweder Freude am Lernen oder gute Leistungen. Ist die Schule vielleicht doch nicht dazu da Freude zu machen?

„Ihre Schule ist Spitze“, begrüßte sie der Schulrat. „Verraten Sie uns bitte ihr Geheimnis!“

Literatur

Arendt, Hannah (1960): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Kohlhammer: Stuttgart.

Arendt, Hannah (1969): *Gedanken zu Lessing: Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten* in: Hannah Arendt, *Menschen in finsternen Zeiten*. Piper: München

Arendt, Hannah (1981): *Rahel Varnhagen, Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin*. Piper: München

Baumert, Jürgen (2003): *PISA 2000*. Opladen: Leske und Budrich.

Bowles, Samuel (2010): *Democracy and Capitalism: Property, Community, and the Contradictions of Modern Social Thought*. New York: Routledge.

Kahl, Reinhard (2006): *Liebe zur Welt*. In: *Pädagogik* Heft 10/2006. (Über Hannah Arendt)

Kahl, Reinhard: diverse Filme und Booklets über www.archiv-der-zukunft.de
Im Buchhandel über Beltz Verlag, Weinheim

Kegler, Ulrike (2009): *In Zukunft lernen wir anders*. Weinheim: Beltz Verlag

Largo, Remo (2010): *Lernen geht anders*. Hamburg: Edition Körber Stiftung.

Largo, Remo (2009): *Babyjahre*. München: Piper.

Lichtenberg, Georg Christoph (1968): *Werke*, Bd. 1 und 2 (Sudelbücher). München: Hanser Verlag.

Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Mintzberg, Henry (2010): <http://www.mintzberg.org/>.

Singer, Wolf (2006): *Vom Gehirn zum Bewusstsein*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sloterdijk, Peter (2001): *Lernen ist Vorfreude auf sich selbst*. Peter Sloterdijk im Gespräch mit Reinhard Kahl über den Abschied vom Ernstfall und die Entprofessionalisierung der Schule. In: *Pädagogik* Heft 12/2001.

Von Hentig, Hartmut (2003): *Rousseau oder Die wohlgeordnete Freiheit*. München: Beck.